



Feierabend



Victoria

Kopiert von Albert Langen, München.

(10)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Samson.

Er legt die Feder hin und lehnt sich zurück. Jawohl, Punktum, Ende. Dort lag das Buch. Alle die beschriebenen Blätter, die Arbeit von neun Monaten. Eine warme Zufriedenheit durchrieselt ihn, weil sein Werk zu Ende geführt ist. Und während er dasigt und zum Fenster blickt, durch das der Tag graut, summt und klopft es in seinem Kopf, und sein Geist arbeitet weiter. Er ist ganz voller Stimmung, kein Gehirn liegt wie ein unabgeernteter wilder Garten da, in dem die Erde dampft:

Auf eine geheimnisvolle Weise ist er in ein tiefes, ausgestorbenes Tal gekommen, wo nichts Lebendes zu finden ist. In weiter Ferne, allein und vergessen, steht eine Orgel und klingt. Er geht näher hinzu, untersucht sie, die Orgel blutet, aus ihrer einen Seite rinnt Blut, während sie klingt. Im Weitergehen gelangt er auf einen Marktplatz. Alles ist öde, kein Baum zu sehen, kein Laut zu hören, nur der Marktplatz liegt öde da. Aber im Sand sind Spuren von den Stiefeln der Leute, und in der Luft steht gleichsam noch das letzte Wort, das an dieser Stelle ausgesprochen worden ist, so kurz war sie erst verlassen worden. Eine seltsame Empfindung erfüllt ihn, diese Worte, die noch in der Luft über dem Marktplatz stehen, ängstigen ihn, nähern sich ihm, bedrücken ihn. Er schlägt sie weg, aber sie kommen wieder, es sind keine Worte, es sind Greise, eine Gruppe tanzender Greise; er sieht sie jetzt. Weshalb tanzen sie und weshalb sind sie so gar nicht froh, wenn sie tanzen? Ein kalter Hauch strömt von dieser Gesellschaft von Greisen aus, sie sehen ihn nicht, sie sind blind, und als er sie anruft, hören sie ihn nicht, sie sind tot. Er wandert gegen Osten, zur Sonne, er kommt zu einem Felsen. Eine Stimme ruft: „Bist du an einem Felsen?“ „Ja,“ antwortet er, „ich stehe an einem Felsen.“ Da sagt die Stimme: „Der Fels, an dem du stehst, ist mein Fuß; ich liege gefesselt in dem äußersten Land, komm und befreie mich!“ Da begibt er sich fort nach dem äußersten Land. An einer Brücke steht ein Mann und wartet auf ihn, er sammelt Edellatten; der Mann ist aus Mojosus. Ein eifriger Schreden erzählt ihm beim Anblick dieses Mannes, der ihm keinen Schätzen nehmen will. Er spuckt nach ihm und droht ihm mit

geballten Fäusten; der Mann aber steht unbeweglich und wartet auf ihn. „Nehre um!“ ruft eine Stimme hinter ihm. Er dreht sich um und sieht einen Kopf, der auf dem Weg dahinrollt und ihm die Richtung zeigt. Der Kopf ist ein menschlicher Kopf, und dann und wann lacht er still und lautlos. Er folgt ihm. Tage- und nächtelang rollt der Kopf vor ihm her, und er folgt ihm nach; am Meeresufer schlüpft der Kopf in die Erde und versteckt sich. Er wartet ins Meer hinaus und taucht unter. Da steht er vor einem gewaltigen Portal und trifft auf einen großen bellenden Fisch. Er hat eine Mähne und bellt ihm wie ein Hund entgegen. Hinter dem Fisch steht Victoria. Er streckt die Hände nach ihr aus, sie hat keine Kleider an, sie lacht entgegen, und ein Sturm bläst durch ihr Haar. Da ruft er sie an, er hört selbst seinen Schrei — und erwacht.

Johannes erhebt sich und geht ans Fenster. Es ist beinahe hell, und er sieht in dem Spiegel am Fensterpfosten, daß seine Schläfen rot sind. Er löscht die Lampe und lieft noch einmal in dem grauen Licht des Tages die letzte Seite seines Buches. Dann legt er sich nieder.

Gegen Abend des gleichen Tages hatte Johannes sein Zimmer bezahlt, sein Mannsstrip abgeliefert und die Stadt verlassen. Er war ins Ausland gereist, niemand wußte wohin.

6.

Das große Buch war herausgekommen, ein Königreich, eine kleine rauschende Welt von Stimmungen, Stimmen und Gesichten. Es wurde gekauft, gelesen und weggelegt. Einige Monate vergehen; als der Herbst kam, schleuderte Johannes ein neues Buch hinaus. Was jetzt? Sein Name kam plötzlich auf aller Lippen, das Glück begleitete ihn, dieses neue Buch war in weiter Ferne geschrieben worden, fern von den Ereignissen dabei, und es war still und stark wie Wein:

Lieber Leser, hier ist die Geschichte von Didrik und Iselin. Geschrieben in der guten Zeit, in den Tagen der kleinen Sorgen, da alles leicht zu tragen war, geschrieben mit dem allerbesten Willen für Didrik, den Gott mit Liebe segnet.

Johannes war in fremden Ländern,

niemand wußte wo, und mehr als ein Jahr verging, ehe es jemand erfuhr.

Mir ist, als hätte es an die Türe geklopft, sagt der alte Müller eines Abends. Und seine Frau und er sitzen still und lauschen.

Rein, es war nichts, sagt sie dann; es ist zehn Uhr, und es ist bald Nacht.

Mehrere Minuten vergehen. Da klopft es hart und bestimmt an die Türe, als habe sich jemand erst richtig ein Herz gefaßt. Der Müller öffnet. Das Schloßfräulein steht draußen.

Er schreckt nicht, ich bin es nur, sagt sie und lächelt furchtsam. Sie tritt ein; ein Stuhl wird vor sie hingestellt, aber sie setzt sich nicht. Sie trägt nur einen Schal um den Kopf und an den Füßen schmale niedere Schuhe, obwohl es noch nicht Frühling ist und die Wege noch nicht trocken sind.

Ich wollte euch nur darauf vorbereiten, daß der Leutnant im Frühling kommt, sagt sie. Der Leutnant, mein Verlobter. Und er wird vielleicht Waldschneepfen hier schießen, das wollte ich nur sagen, damit Ihr nicht ängstlich werden sollt.

Erstaunt sehen der Müller und seine Frau das Schloßfräulein an. Noch nie war ihnen etwas gesagt worden, wenn die Gäste des Schlosses in Wald und Feld auf die Jagd gingen. Sie danken ihr demütig; wie freundlich war das von ihr.

Victoria tritt wieder zur Türe zurück. Das wollte ich nur sagen. Ich dachte, Ihr seid alte Leute, da könnte es nicht schaden, wenn ich es euch sagte.

Der Müller antwortet: Daß das gnädige Fräulein das tun mochte! Und jetzt ist das gnädige Fräulein in den kleinen Schuhen sicher nah geworden.

Rein, der Weg ist trocken, sagt sie kurz. Ich ging sowieso spazieren. Gute Nacht. Gute Nacht.

Sie ergreift die Klinke und geht wieder hinaus. Da wendet sie sich in der Türe um und fragt:

Nah, richtig — Johannes, habt Ihr etwas von ihm gehört?

Rein, nichts, Dank für die Nachfrage, nichts.

Er kommt wohl d. io. Ich dachte, Ihr hättet Nachricht.

Rein, seit dem Frühling des vergangenen Jahres haben wir nichts mehr gehört. Johannes soll in fremden Ländern sein.

Ja, in fremden Ländern. Er hat es gut. Er selbst schreibt in einem Buch, daß er sich in den Tagen der kleinen Sorgen befindet. Da hat er es wohl gut.

Ach ja, ach ja, das mag Gott wissen. Wir erwarten ihn; aber er schreibt uns nicht, er schreibt an niemand. Wir erwarten ihn nur. Er hat es wohl dort, wo er ist, besser, wenn seine Sorgen klein sind. Ja, ja, meinestwegen. Ich wollte nur wissen, ob er im Frühling heimkäme. Gute Nacht; nochmals. Gute Nacht.

Der Müller und seine Frau begleiteten sie hinaus. Sie sehen sie erhobenen Hauptes zum Schloß zurückkehren und mit ihren kleinen Schuhen über die Wasserpflühen in dem aufgeweichten Weg hinwegsteigen.

Ein paar Tage darauf kommt ein Brief von Johannes. In ungefähr einem Monat, wenn er ein weiteres neues Buch fertig hat, wird er nach Hause kommen. Es ist ihm gut gegangen in dieser langen Zeit, eine neue Arbeit war bald vollendet, das Leben der ganzen Welt war durch sein Gehirn gewirbelt . . .

Der Müller begibt sich zum Schloß. Auf dem Weg findet er ein Taschentuch, es ist mit Victorias Buchstaben gezeichnet, sie hat es vorgestern abend verloren.

Das Schloßfräulein ist oben, aber ein Mädchen macht sich eilfertig, ihr Bescheid zu bringen, — was sei es denn?

Der Müller sagt es nicht. Er will lieber warten.

Endlich kommt das gnädige Fräulein. Ich höre, daß Sie mit mir sprechen wollen? fragt sie und macht die Türe zu einem Zimmer auf.

Der Müller tritt ein, übergibt das Taschentuch und sagt: Und dann haben wir einen Brief von Johannes bekommen.

Eine helle Bewegung fährt über ihr Gesicht, einen Augenblick lang, einen kurzen Augenblick. Sie antwortet:

Vielen Dank. Ja, das Taschentuch gehört mir.

Jetzt kommt er wieder heim, fährt der Müller beinahe flüsternd fort.

Ihre Miene wird kalt.

Sprechen Sie laut, Müller; wer kommt? antwortet sie.

Johannes.

Johannes. Ja, was weiter? Rein, es war nur . . . Wir glaubten, daß wir es sagen sollten. Wir sprachen darüber, meine Frau und ich, und sie glaubte es auch. Sie fragten vorgestern, ob er im Frühling heimkäme. Ja, er kommt.

Da freut Ihr euch wohl? sagt das Schloßfräulein. Wann kommt er?

In einem Monat.

Soja. Ja, war es sonst noch etwas? Rein. Wir glaubten nur, weil Sie fragten . . . Nein, sonst war's nichts mehr. Es war nur dies.

Der Müller hatte die Stimme wieder gesenkt.

Sie begleitet ihn hinaus. Im Gang begegnen sie ihrem Vater, und sie sagt im Vorbeigehen zu ihm, laut und gleichgültig:

Der Müller erzählt, daß Johannes wieder heimkommt Du erinnerst dich doch an Johannes?

Und der Müller geht zum Tor des Schlosses hinaus und schwört sich, daß er niemals, niemals mehr ein Narr sein und auf seine Frau hören werde, wenn sie sich auf heimliche Dinge verstehen will. Das wollte er sie wissen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Angestellte.

Von Theobald Tiger in der „Weltbühne“.

Auf jedem Drehstuhl im Bureau da warten hundert Leute; man nimmt, was kommt — nur irgendwann und heute, heute, heute.

Drin schufen sie wies liebe Vieh, sie hörn vom Chef die Schritte. Und murren sie, so höhnt er sie:

„Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!“

Mensch, duck dich. Mud dich nicht zu laut! Sie zahln dich nicht zum Späße! Galis Maul — sonst wirst du abgebaut, dann liegt du auf der Straße.

Acht Stunden nur? Was ist die Uhr? Das ist bei uns so Sitte: Nach bis um zehne Inventur . . . „Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!“

Durch eure Schuld. Ihr habt euch nie geeint und nie vereint. Durch Jammern wird die Industrie und Börse nicht gereinigt.

Doch tut Ihr was, dann wirds auch was. Und ist's soweit, dann kommt die Zeit, wo Ihr mit heftigem Tritte und ungeahnter Schnelligkeit herauswerft eure Obrigkeit: „Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!“

Das rote Tor.

Als die große Schlacht im Westen zu Ende ist, wenden wir unsere Gänge nach Osten, ohne uns allzu viel dabei zu denken, und marschieren nach Haus. Kraftfahrer und Meldereiter bringen uns die ersten Berichte von der Revolution. Am 13. Oktober rücken wir über die deutsche Grenze und marschieren nach Trier hinein. Die Pferde dampfen von der Fahrt durch blaugraue luxemburgische Wälder, und im Eisen unserer Maschinengewehre klingt noch wie leises Weinen der Jammer der vierjährigen Schlacht. Hinter

uns türmt sich zum Gespenst das geschlagene Meer.

Da leuchtet am Eingang der Stadt wie mit blutigen Strichen ein roter Triumphbogen über der Chaussee. Er grinst hinauf — links auf die Höhe, wo die Madonna über den Moselhängen im Nebel hängt, er bläst sich auf, mächtiger als die im Hintergrunde der Stadt aufragende Porta Nigra, und verchwimmt wie eine rote Kreidezeichnung im Morgendampf der Kamine der Stadt. An seinem Posten stehen starr und stumm die „Bisfenmänner der Revolution“, die rote Binde am Arm. Sie verlangen Kebereng vor dem unbekanntem Gott.

Der Führer der ersten Maschinengewehrkompanie hebt den Arm und senkt ihn langsam auf die Kruppe seines Pferdes herab. Die Kolonne steht und schaut. Ein leises Zittern geht durch Kopf und Reiter. Dann wendet der hagere holsteinische Leutnant seinen Rappen und galoppiert zu mir zurück: „Herr Hauptmann, sollen wir da durch? Oder sollen wir sie zu Klumpen hauen?“

Ich überlege. Zum ersten Male paßt uns der verlorene Krieg und die Revolution mit knochiger Faust am Hals. Der Efel vor dem vierjährigen Morde sitzt uns im Blute, und doch will das Gehirn nicht kapieren, was wir gefühlsmäßig erkannt haben. Reugierig reite ich an das rote Tor und sehe mir die beiden Landstürmer mit der roten Binde an, zwei struppige, verwilderte Gesellen mit hohlen Augen und hageren Gesichtern.

„Was wollt ihr? Was soll das rote Tor?“ In den Gesichtern der beiden Alten kämpft der Respekt vor dem Offizier mit dem Bewußtsein, daß alles aus und endgültig vorbei ist. Endlich seht sich der eine ein Herz und sagt: „Wir sind Doppelposten des Arbeiter- und Soldatenrats. Wir sind das hungernde Volk. Wir haben genug!“ Es klang wie ein verhaltenes Weinen noch einem vierjährigen, unermesslichen Schmerz.

Ich reise mich auf im Sattel und gebe dem Kompanieführer den Befehl: „Fahren Sie zu!“

Die Maschinengewehrtruppen rollen donnernd, in stoßendem Trabe, unter dem roten Bogen hinab ins Tal, in die hordende Stadt. Die Offiziere und die Schützen sitzen nachdenklich auf ihren Pferden und auf ihren Lafetten.

So haben wir uns die Revolution nicht vorgestellt! Es ist nicht Uebermut und Haß, was aus dem Munde dieser „Volkbeauftragten“ klang, sondern nur Jammer über einen vier Jahre unjont geführten Krieg und Angst vor dem, was hinter uns kommt. Man grüßt die Soldaten, gibt ihnen freundliche Worte und streichelt die hageren Gesichter mit den Augen — denn sie kommen aus der Schlacht! Ganz Trier mit seinen Kirchen, Kapellen, mit seinen Kinos und Theatern, Palästen und Toren löst sich auf in einen großen, über uns hinweg zitternden Freudentausch über den beendeten Krieg. Unter dem Jubel aber lauert die Angst vor der blaugrauen Mauer, die hinter uns in den luxemburgischen Wäldern steht und nach uns kommt. Am Berge aber leuchtet, unberührt vom Haß der Menschen und vom Lärm der Armeen, das Standbild der Mutter Gottes von Trier und grüßt die Bürger und die Soldaten und — die Revolution. H. Sch.

Sibirisches Märchen.

Die drei Brüder.

(Samosjedisch.)

An dem Flusse Uda, oberhalb Burtusch-A, liegt ein kleiner See — ob er noch dort ist, weiß ich nicht. Doch vor Zeiten, als es noch keine Menschenseele auf der weiten Welt gab, kamen aus dem See drei Brüder hervor.

Und die drei Brüder gingen daran und überlegten, wie sie sich Nahrung verschaffen sollten — es gab damals weder Netze, noch Fallen, noch Waffen.

Da sammelten die Brüder im Walde Hopfenranken, stochten Netze daraus und gingen ans Fischfangen. Sie fingen viel Fische und sättigten sich.

Und also lebten die drei Brüder. Bald aber begann der Älteste seine Brüder zu scheitern, daß sie zu schlecht arbeiteten.

„Essen viel, wollen aber nicht arbeiten.“ Und die Brüder zerstritten sich.

„Ich will nicht mehr mit euch leben!“ sprach der jüngere Bruder und ging in den Wald.

Und dort im Walde verwandelte er sich in einen Bären.

„Und ich will euch auch nicht mehr sehen“, sagte der jüngste Bruder, sagte es und verschwand in der Erde.

Und dort in der Erde ward er schwarz wie Erde, zur Bärenwurzel.

Und es blieb der älteste Bruder allein — der Karagaß.

Und also lebt der Mensch auf Erden, er

tötet seinen Bruder, den Bären, der Bär aber ißt die Bärenwurzel — seinen Bruder.

Dieses Märchen wird erzählt bei dem Volke der Karagaß (des Samojedenstammes), das vor Zeiten in den Sajanbergen an den Flüssen Uda, Oka, Birrju'a und Kan jagte und fischte. Heute zählt das ganze Volk nur noch 400 Menschen.

Jerusalem.

Von Marie Harber.

Unser Schiff ankerte vor Jaffa. Eine Eisenbahn fährt von hier direkt nach Jerusalem. Aber niemand benutzt sie, weil sie vier- oder fünfmal so viel Zeit in Anspruch nimmt als das Auto, das man hier billiger als in Europa haben kann. Die Autostraßen in Palästina sind durchwegs sehr gut. Wo sie schlecht sind, wird gebaut. Man muß es den Engländern nachrühmen, daß sie dafür sorgen. Unter den Türken waren sie so schlecht wie heute noch in der Türkei. Eine Freude ist es, in flottem Tempo durch dieses geschichtreiche, schöne Land zu fahren. Wohl sind die ersten fünfunddreißig Kilometer vom Meeresstrand gen Jerusalem öde zu nennen, wenn man die Dörfer, die schon das alte Testament nennt, die Kamelkarawanen und die bunten Beduinenlager abzieht. Dann aber, nach der Ebene Saron, ist man unversehens im Gebirge Juda. Reiseführer nennen es lach und uninteressant. Das stimmt nicht ganz. Zuviel Gras wächst hier nicht, aber das Auge hat Freude an den harmonisch wellenförmig sich lagernden Bergketten, an deren Abhängen genügsame schwarze Ziegen grasen, während talwärts Oliven und Trauben, Palmen und Zypressen grünen. Rückwärts aber sieht man, solange man das Gebirge diesseits des Meeres erklimmt, die nun mehr imponierende weite Ebene, abgegrenzt durch das mit bloßem Auge kaum sichtbare Mittelmeer. So fährt man, wenn man den Wasserweg kommt, der „heiligen Stadt“ zu.

Ein junger Araber, Christ von Geburt und fließend deutsch sprechend, führte uns durch Jerusalem, das uns in dem zweifelhaften Religionsunterricht altpreußischer Schulen fern wie der „Himmel“ zu liegen schien. Jetzt aber gingen wir durch die Grabeskirche, das Heiligtum der Orthodoxen. Es ist viel darum gestritten worden, ob der große Nazarener tatsächlich dort begraben wurde, wo jetzt die Grabeskirche steht. Und nach Streit sieht es in dieser Kirche auch so recht aus. Die verschiedenen christlichen Religionen haben sich eine Ecke erobert, die ihnen Andachtsstätte sein soll, einen denkenden Menschen aber nur abstoßen, einen empfindsamen geradezu beleidigen kann. Die Kirche erstreckt in Gold und Staub. „Gläubig“ knien die Menschen hier in ihren Eden, um zwischendurch feindselig in die Nachbareden zu schauen, zu den „anderen“ Christen. Griechische, armenische und katholische Geistlichkeit führt hier einen verhältnismäßig schweigsamen, jedoch erbitterten Kampf. Es war ihnen deshalb auch nicht möglich, zu einer Einigkeit um die Verwahrung des Schlüssels für die Grabeskirche zu kommen. Alle konnten sie ihn nicht bekommen, aber keiner wollte ihn dem andern überlassen. So ist es gekommen, daß Mohammedaner diese Christenkirche hüten. Eine andere Lösung fand man nicht. Und damit Christen, die eine christliche Stätte hüten, sich nicht noch ärger erzürnen, wechseln sich vier Mohammedaner in vierundzwanzig Stunden so ab, daß jeweils einer von ihnen gemächlich rauchend auf einem schönen Teppich eingangs der Grabeskirche hockt und den Schlüssel zu dieser Stätte

hütet. Daran kann jeder den leidenschaftlichen Haß ermeßen, der hier „über dem Grabe Christi“ unter seinen „Jüngern“ herrscht. Ich aber möchte einmal dem Jerusalemstiller begegnen, der nicht entsetzt flüchtend die Grabeskirche verließ.

In der berühmten Omar-Moschee genau ich schnell. Der große Tempelplatz (Hatam esch-Cherif) von dem mit aller Bestimmtheit gesagt wird, daß hier der salomonische Tempel stand, wirkt selten feierlich. Und als Andachtsstätte wußte der Islam hier die rechte Stätte zu finden. Wichtig ist die Omar-Moschee zu nennen. Im Achsel von je zwanzig Meter Seitenlänge beherrscht sie über den Platz hinaus die ganze Stadt. Da ist Raum! Und wohlthuend ist die erhabene Ruhe in diesen Wänden. Hier könnte ein gläubiger Christ noch ehrlich Andacht halten, wie die Moschee denn auch vorübergehend während der Kreuzfahrzeit christliche Kirche war. Die kostbaren Teppiche ringsum und die vorschriftsmäßig besuchten Füße erstiden jeden Laut. Niemand hat das Bedürfnis, hier zu sprechen, es sei denn, daß die herrlichen Mosaikarbeiten rundum an den Wänden bewundernde Worte lösen. Schöner findet man sie auch nicht in Konstantinopels Moscheen. Und das dürfte ein Nachstab sein. Die geschichtlich bebilderten Fenster lassen nur ein spärliches Licht in den hohen Raum, in dessen Mitte sich ein rätselhafter mächtiger Fels befindet, dem etliche Legenden anhaften. Nach jüdischer Uebersetzung ist es derselbe Stein, auf dem Abraham seinen Sohn opfern wollte. Andere wissen anderes. Aber das stört weiter nicht in diesem erhabenen Bauwerk. Auf dem Platz draußen dieselbe Ruhe. Man fühlt geradezu, daß sich auf ihm ein weiteres Stück Geschichte auswirkte, für uns zusammensetzt aus Wissen und Glauben und Glauben. Ich sah an der Kuppel der Moschee goldene Koransprüche und hörte, daß es das Gold sei, das die Kalifen den Christen als Siegespreis abverlangten. Und mir ist, als müßte die jetzige Geschichte auf diesem Stück Erde die letzte sein.

Die Juden wollen es anders. An der Magermauer werde ich dessen eingedenk. Zufällig war es ein hoher jüdischer Feiertag. Und das Wehklagen um das verlorene Jerusalem war weiterhin vernehmbar. Die Juden glauben, daß diese Stadt ihnen einmal wieder gehören wird. Darum beten sie. Und die Christen pilgern alljährlich in großer Zahl dieser Stadt zu, um für ihr Jerusalem zu beten, das ihnen gehören soll. So wird, wenn unser Planet die Zeit dazu gibt, auch hier wohl noch nicht der letzte Kampf gekämpft sein, obwohl die Geschichte lehrt, daß die Juden hier Vorrecht haben durch ihre Väter.

Nach der Omar-Moschee fand ich nichts Freudevolles mehr in Jerusalem. Die Zitabelle, aus dem 14. Jahrhundert stammend, soll die Stelle des Palastes Herodes d. Gr. bezeichnen. Es handelt sich um einen Gebäudelomplex, dem jede Einheitlichkeit fehlt. Alles trägt einen vernachlässigten Charakter, der abstoßend wirkt. So die ganze Stadt. Zur Freude kann man

nicht recht kommen. Der Schmutz und Staub des Orients wirken hier erdrückend und quälend. In Beziehung nicht viel anders. Auch hier in der eingebauten mächtigen Geburtskirche derselbe Streit wie in Jerusalem. Es ist bekannt, daß eine Teppichdecke abgeschnitten wurde, damit nicht die Füße der verhassten „anderen Christen“ ihn berühren, die auch zu Christus beten. Das erinnert auffällig an die Kriegsgelbstunden, die man 1914 bis 1918 in allen europäischen Ländern abhielt, denselben Gott und Christus bittend, das Nachbarland zu zerschlagen. O, armer Erdensohn Christus, was machen sie aus dir und deiner Lehre! . . . Die Geburtskirche ist ein großartiger konstantinischer Bau. Aber Wärme spendet er nicht. Und das hohe Gebälk der verschiedenen Geistlichen verschiedener Richtung liegt mir heute noch unangenehm in den Ohren. Also auch hier Flucht! Und ich hatte nicht den Wunsch, noch eine christliche Stätte, deren es hier viele gibt, zu sehen. Nur noch den Delberg. Von dort aus kann einer Jerusalem schön finden. Aber auch nur vom Delberg. Und selbst dann liegt der Triumph noch bei der Omar-Moschee. Bestlich aber, tief unten, 394 Meter unter dem Spiegel des Mitteländischen Meeres (Jerusalem liegt 800 Meter darüber), sahen wir das tote Meer und einige Kilometer des Jordans. Ich hatte bis dorthin wollen und hatte nun doch keinen Mut mehr. Dieses Fernbild genügte mir. Aber in die Freude des Genießens fiel schnell genug wieder Enttäuschung, als uns der „Platz der Himmelfahrt“ gezeigt wurde. Ein Stein ist es mit einigen Vertiefungen, die den Fußabdruck Christi darstellen sollen. Araber geben gegen Plasterstücke Olivenzweige an, nachdem sie den „heiligen Stein“, damit berührten. In diesem Falle erzürnten sich drei der braunen Gesellen um das Geld und umdrängten uns, mehr zu zahlen. . . . So steht es um die christlichen Stätten in und um Jerusalem, die man nur flüchten kann. Auf Gethemane verzichtete ich. Es gibt in Jerusalem ein russisches, ein lateinisches und, wenn ich nicht irre, ein griechisches Gethemane. Und wo mag es sein, da der große Kämpfer zu ringen hatte? Es ist gut, daß er nicht weiß, wie die Menschheit aus seiner Lehre ein Herrbild gemacht hat, das dem Christentum von Tag zu Tag mehr den Boden entreißt. Und nicht nur um seine Lehre wird gestritten und gedebelt, sondern auch um ihn. Kürzlich hat der Regenerbischof G. J. Mc. Guire zugunsten seines Volkes die Behauptung aufgestellt, Christus sei schwarz geüben. Und nach Auffindung angeblich echter Dokumente soll Christus wohl gekreuzigt, dann aber rechtzeitig befreit und unerkannt im Volke untergetaucht sein. Das wird kaum stimmen, denn ein Kämpfer und Befehrer lebt nicht weiter, um nur sein Leben zu fristen. Man wird aber sicher noch weiteres an Christus entdecken und über alledem mehr und mehr vergessen, daß dieses von Göttlichkeit durchleuchtete Wesen sah, was der Menschheit fehlte und ihm Gleichgewicht geben wollte durch seine Lehren von Liebe und Nächstenliebe und dabei der größte Menschenfreund unserer Zeit war. Wer aber den Christus sucht, der gehe nie nach Jerusalem.

Ein Tor, der aus des Nachbarn Kinderstreichen sich Trost nimmt für das eigene, schwache Tun, der immer um sich späht und lauscht und nun sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen! Zu frei und offen, was du nicht willst lassen, doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen und lerne früh nur deine Fehler lassen!
Gottfr. Keller.

Kabifaler Abbau.

Felig Timpe war zeitlebens ein in jeder Hinsicht pflichtgetreuer deutscher Beamter. Mit 60 Jahren wurde er pensioniert. Das geschah voriges Jahr. Darob weinte er bitterlich. Denn nun war kein Oberlandesgerichtsrat mehr da, dem man jeden Morgen seinen untertänigsten Kratzfuß machen konnte. Nun gab es keine Verfügungen mehr, die man sozusagen mit Genuß zur Ausführung bringen konnte. Auch war es ein für allemal vorbei mit den süßen Bauchwürfen vor dieser Behörde oder jenem Amt, kurz mit allen Belweisen tiefster Ergebenheit vor den zahlreichen Variationen gottgewollter Obriqkeiten.

Timpes Leben hatte seinen Sinn verloren. Inzwischen wurde er melancholisch und 61 Jahre alt.

Neulich bekam er, der außer seinem monatlichen Postfach keinerlei Briefe erhielt, folgendes Schreiben:

„P. P. Da sie die gesetzlich zulässige Altershöchstgrenze bereits um ein Jahr überschritten haben, werden Sie hierdurch auf Grund der Ministerialverordnung vom 23. Juni 1925 (§§ 1—7) ersucht, sich am 10. Dezember d. J., vormittags 10 Uhr, persönlich bei antiemem Krematorium, Abteilung II, Ofen 13, zwecks Bestattung einzufinden.

Zur Verhütung von Explosionsgefahr haben Sie Ihre Leiche mit Alkohol abzuwaschen. Kleidungsstücke und Schmucksachen sind an der Garderobe abzugeben.

Verwandte und Bekannte werden nur mit Erlaubnischein zu der Feier zugelassen, weshalb Sie gehalten sind, diesbezügliches Adressenmaterial rechtzeitig anher zu liefern, damit die Ausstellung der Zulassungskarten keine Verzögerung erleidet.

Gleichzeitig wollen Sie uns eine Person namhaft machen, die Sie zur Abholung Ihrer Asche bevollmächtigt haben, da diese sonst der Müllverbrennung zugewiesen wird.

Falls Sie zu dem anberaumten Termin nicht erscheinen, erfolgt zwangsweise Vorführung.

Aktenzeichen 23748-25.

Krematorium Mainz, Verwaltung 3 b i. A.: (unleserlich).“

Was tat nun Timpe?

Er lächelte. Nicht etwa über den Scherz, sondern ganz ernsthaft.) Zog seinen Gehrod an. Reifte ab. Nach Mainz.

Und ward nie wieder gesehen —.

(Kolf Mayr im „Simpl.“.)

Allerlei.

Die Serbietten der alten Römer. Im alten Rom herrschte der Brauch, daß jeder Gast, der zu einem großen Gastmahl eingeladen war, sich ein eigenes großes Rundbrot mitbrachte. Der Gebrauch dieses Tuches wia aber erheblich von dem ab, den man heute von der Serbiette macht. Sobald nämlich ein Gericht aufgetragen wurde, das dem Gast besonders gut schmeckte, wickelte er einen Teil davon in seine Serbiette und schickte dann seinen Diener, den er eigens dazu mitgebracht hatte, damit nach Hause. Später hatte sich dieser Brauch so eingebürgert, daß die Gäste ihre Diener lieber mit großen Körben ausrüsteten, in die dann alles hineinkam, was nicht aufgegessen wurde. Die großen Serbietten kamen daher auch wieder ab und wurden endlich ganz vergessen. Erst als im späten Mittelalter der Gebrauch der Gabel auf-

kam, gelangten nach und nach auch die Serbietten wieder in die Mode, wurden jetzt aber nur mehr zum Reinigen der Lippen benützt.

Ein Maffaroni-Jubiläum. Genaue Nachforschungen haben ergeben, daß das italienische Nationalgericht der Maffaroni bei einem Festmahl, das Ende des Jahres 1925 in Neapel stattfand, zum ersten Male aufgetischt worden sein soll. Es konnte freilich auch zu Anfang des Jahres 1526 gewesen sein. Nun, wie dem auch sei, schon seit einiger Zeit hat man in Neapel angekündigt, daß man das 400-Jahr-Jubiläum der Maffaroni zum Anlaß nehmen würde, um ein Festmahl zu veranstalten, bei dem die Maffaroni in mannigfachster Zubereitung die einzige Speise darstellen werden. Und da die Maffaroni in Italien eine zahlreiche Anhänger-schaft besitzen, kann man des Gelingens dieser Festmahlzeit von vornherein sicher sein. Der berühmteste italienische Maffaroniesser und gleichzeitig Maffaroni Koch soll übrigens der berühmte Komponist Rossini gewesen sein.

Die Zahl der Juden in der Welt. Nach dieser Statistik, die vom „Univers Israélite“ wiedergegeben wird, beträgt die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung in der Welt 14,163,542, also ungefähr 1 Prozent der gesamten Menschheit. In Europa beträgt die Gesamtzahl 9,232,576, 2,1 Prozent der Bevölkerung. Im einzigen verteilten sich die Zahlen auf die verschiedenen Länder folgendermaßen: Polen 2,828,456; ganz Rußland 5,253,324, davon 2,626,667, in Europäisch-Rußland; 1,772,479 in der Ukraine; Rumänien 834,344; Deutschland 575,000; Ungarn 473,310; Tschechoslowakei 354,342; Oesterreich 300,000; Großbritannien 286,000; Frankreich 150,000; Vereinigte Staaten 3,500,000.

Weiteres.

Aus englischen Polizeiberichten. Einstimmig . . . Eine Frau hatte bei der Festnahme eines in Verdacht stehenden Einbrechers gute Dienste geleistet. Der Polizeirichter von Tottenham sagte in der Verhandlung: „Diese Frau verdient Lob und Dank für die couragierte Art und Weise, wie sie gehandelt hat.“ — Der Angeklagte: „Ich unterstütze den Antrag.“

Eine gefährvolle Aufklärung. Vor dem Polizeirichter in Tottenham erscheint eine Frau und sagt: „Ich möchte eine Anklage gegen meinen Mann haben. Er will mich aus dem Hause werfen.“ — Richter: „Deshalb können Sie Ihren Mann nicht anklagen, das ist kein Verstoß gegen das Gesetz.“ — Die Frau: „So, dann gehe ich heim und werfe meinen Mann aus dem Hause.“

Beweis erbracht. „Sofern ich feststellen konnte, Herr Richter, war der Mann betrunken,“ sagte der Zeuge vor dem Polizeigericht in Manchester. „In Wirklichkeit bin ich davon überzeugt, daß er betrunken war, da er meine Frau küssen wollte.“

In der Rechenstunde. „Nun, Peter,“ fragt der Lehrer, „wenn dein Vater ein bestimmtes Stück Arbeit in der Stunde machen kann und deine Mutter braucht eine Stunde dazu, wie lange würde es dauern, wenn beide zusammen die Arbeit machen?“ „Drei Stunden,“ lautet die Antwort, „wenn man die Zeit der gegenseitigen Streiterei mit einberechnet.“

Moses und Wilson. In New York macht ein hübsches Gesichtchen die Runde: Als Woodrow Wilson an die himmlische Tür kam, begegnete ihm Moses, und es entspann sich folgendes Gespräch. Moses: „Sind Sie nicht Mr. Wilson?“ — „Der bin ich.“ — „O, Sie tun

mir leid.“ — „Wiejo denn?“ fragt Wilson. — „Ja, sind Sie nicht Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika?“ — „Gewiß.“ — „Haben Sie nicht die vierzehn Punkte entworfen, die den großen Krieg zu Ende bringen helfen?“ — „Ja, das habe ich.“ — „Sehen Sie, Sie tun mir so schrecklich leid, wenn ich bedenke, was die Menschen mit Ihren vierzehn Punkten angestellt haben.“ — Darauf Wilson: „Dann gehen Sie nur mal hinunter auf die Erde und sehen Sie zu, was sie dort aus Ihren zehn Geboten gemacht haben.“

Rätsel-Gede.

Kreuzworträtsel.

Von Walter Häbner-Bräun.



Wagrecht: 1. Italienische Stadt. 5. Nachtsokal. 8. Nahrungsmittel. 9. Chemisches Zeichen für Natrium. 11. Arzneimittel. 13. Edelstein. — Senkrecht: 2. Sibirischer Fluß. 3. Bestandteil des Wagens. 4. Persönliches Fürwort. 6. Rumänisches Geld. 7. Produkt des Kalbermagens. 10. Einfältiger Mensch. 11. Zustimmung. 12. Tier.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine bekannte Oper und den Namen ihres Komponisten ergeben: a—au—borg—burg—chor—da—der—er—sen—fox—gau—ge—ger—ger—go—hal—he—hemb—in—in—la—let—lit—löf—ma—ma—mi—ni—o—of—os—pe—rann—ret—ri—sa—sig—ster—te—to—trat—trum—tus—ty—um—wa—zen—.

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Schwedische Schriftstellerin. 2. Stadt in Baden. 3. Schwedisches Adelsgeschlecht. 4. Gewaltherrscher. 5. Weiblicher Vorname. 6. Nordische Göttin. 7. Mittelpunkt. 8. Brettspiel. 9. Oberkleid der katholischen Geistlichkeit. 10. Bühnenwerk. 11. Badische Landschaft. 12. Pappname. 13. Metall. 14. Oper von Verdi. 15. Schlachtenort in Mähren. 16. Personifikation Deutschlands. 17. Asiatisches Volk. 18. Tanz.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel.

1. August, 2. Urania, 3. Fenchel, 4. Tizian, 5. Kiesel, 6. Erna, 7. Island, 8. Eien, 9. Rübe, 10. Ujedom, 11. Hundert, 12. Toska, 13. Debrudja, 14. Ejan, 15. Sauerstoff. — Auf Treue ruht des ganzen Lebens Bau.

Buchstabenrätsel.

Alwine, Terrasse, Wand, Leber, Anker, Indien, Reigen, Bruder, Beere, Glorie, Begräbnis, Tafel, Rästel, Foller, Sorge, Liebe, Sattler, Chimin, Anode, Kino. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.